

## BUCHBESPRECHUNGEN

KARLSCHILLER

### DER ÖKONOM UND DIE GESELLSCHAFT

Das freiheitliche und das soziale Element in der modernen Wirtschaftspolitik. Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1964. VIII, 246 S., kart. 19,50 DM, Ln. 24.— DM.

Der bekannte Senator für Wirtschaft in Berlin und Ordentlicher Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Hamburg veröffentlicht im vorliegenden Buch eine Reihe von Abhandlungen, die sich mit dem Problem einer freiheitlichen Wirtschaftspolitik auf der Grundlage sozialistischer Wirtschaftstheorie befassen. Sie sind Vorträge oder in den letzten 16 Jahren erschienene Abhandlungen Schillers.

Der weite Rahmen, in den Schiller die Problematik seiner Themastellung spannt, läßt sich annähernd deutlich aus einer Übersicht der einzelnen hier behandelten Themata erkennen: „Der Ökonom und die Gesellschaft“, „Sozialismus und Wettbewerb“, „Neuere Entwicklungen in der Theorie der Wirtschaftspolitik“, „Einige Bemerkungen über Modelltheorie und Wirtschaftsgestaltung“, „Wirtschaftspolitik“, „Sozialaufbau und regionale Wirtschaftsplanung“, „Thesen zur praktischen Gestaltung der Wirtschaftspolitik aus sozialistischer Sicht“, „Produktivitätssteigerung und Vollbeschäftigung durch Planung und Wettbewerb“, „Verbraucher und Wettbewerb“, „Wettbewerb und Planung in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen“, „Der Boom und seine Bändigung“, „Freiheitliche Wirtschaft — heute und morgen“, „Absatzwirtschaft als produktive Aufgabe“, „Zur Wachstumsproblematik der Entwicklungsländer“ und schließlich „Stetiges Wirtschaftswachstum als politische und ökonomische Aufgabe“. In der Tat eine umfassende Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen der Wirtschaftspolitik und ihrer Theorie.

„Wir leben nicht in einer reinen, sondern in einer gemischten Wirtschaftsordnung. Wettbewerb und Planung bilden zusammen die Elemente unserer modernen Wirtschaft“, schreibt Schiller. Eine Erkenntnis, die er gewiß nicht als erster oder gar einziger ausgesprochen hat — was Schiller auch keineswegs behauptet —, die wir hier aber einmal betonen wollen, weil Schiller zeigt, was man mit dieser Erkenntnis und praktisch für die moderne Wirtschaftspolitik folgern kann. Er hat damit ein gutes Teil zur Erfüllung der Forderung beigetragen, die er im Vorwort sehr richtig so formuliert: „Wirtschaftspolitik muß heute mehr sein als ein Nebeneinander etwa von Kartell-, Handels- und Agrarpolitik, denen in der literarischen Darstellung einige spezialisierte Branchenbeschreibungen und Kunstlehren zuzuordnen wären . . . Heute muß gerade die ‚Gesamtwirtschaft‘ Hauptgegenstand der Politik sein, und zur gedanklichen Bewältigung dieser Herausforderung bedarf es einer das Ganze umfassenden ‚Theorie der Wirtschaftspolitik‘. Die Wirtschaftswissenschaft bemüht sich in den letzten Jahrzehnten mit mehr oder minder Erfolg von den verschiedensten theoretischen Prämissen aus um eine solche ‚Gesamtschau‘. Es wäre schön, wenn die Praktiker in Wirtschaft und Politik sich diesem Streben anschließen würden!“

Es ist nicht möglich, in einer kurzen Besprechung auf die gesellschafts- und wirtschaftstheoretischen Ausführungen Schillers und auf die aus ihnen gefolgerten wirtschaftspolitischen Maximen näher einzugehen. Es muß genügen festzustellen, daß Schiller eine theoretisch wohlfundierte Konzeption eines freiheitlichen Sozialismus gibt, aus der er dann logisch eine „gemischte“ Wirtschaftsordnung und Wirtschaftspolitik folgert, in der dem Einzelinteresse und dem Wettbewerb als Grundlage der privatwirtschaftlichen Dynamik ebenso eine unentbehrliche Funktion eingeräumt wird, wie dem „Staat“ — im weitesten Sinne des Wortes — als Träger des Gemeininteresses, als „Bändiger“ egoistischer Auswüchse der allzu starken und als Förderer

der schwachen, aber für einen funktionierenden Marktwettbewerb unerläßlichen Einzelwirtschaften. Der Staat muß die Globalplanung und die Bekanntgabe der Leitlinien auf mittlere Sicht, der Unternehmer die punktuelle Initiative bereitstellen. „Bei den dargelegten Strategien und Methoden gingen wir von dem eindeutigen Grundsatz aus, daß die privaten Investitionen und Neuerungen der Autonomie und Spontaneität der Unternehmerdispositionen überantwortet bleiben.“ Der Staat muß mit seinen Investitionen, seiner Wirtschafts- und Finanzpolitik das übergeordnete Regulator sein. Also: Freiheit soviel wie möglich, Planung soviel wie nötig!

Ergänzend sei bemerkt, daß der Gewerkschaft autonom im Kontakt mit den Unternehmern die Regelung der Ordnung des Arbeitsmarktes vorbehalten bleiben sollte, wobei der Staat nur gelegentliche Hilfestellung zu leisten hätte.

Schillers Buch dürfte in keiner Gewerkschafts- und Betriebsbücherei fehlen.

*Dr. Franz Theuert*

SHANKERIER SUBRAMANIAM  
DIE WIRTSCHAFTSENTWICKLUNG  
INDIENS 1951 — 1961

Kieler Studien 69, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. 162 S., kart. 25 DM.

CHAO KUO-CHÜN  
AGRARWIRTSCHAFTLICHE  
ENTWICKLUNGSPROBLEME  
IM HEUTIGEN INDIEN

In Zusammenarbeit mit Heiko Körner und Christian Uhlig, ökonomische Studien Bd. 9, Gustav Fischer Verlag, Stuttgart 1964. 113 S., kart. 18 DM.

MAX B I E H L  
DIE ERNÄHRUNGSWIRTSCHAFTLICHE  
NUTZBARMACHUNG  
DES BRAHMAPUTRAWASSERS FÜR  
INDIEN UND PAKISTAN

Kieler Studien 72, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1965. 140 S., 20 Karten, 7 Schaubilder, kart. 28 DM.

Indien beherbergt in staatlicher Geschlossenheit die größte Menschengruppe, die von den Ländern der westlichen Welt durch technische und Kapitalhilfe, vor allem aber durch enorme Nahrungsmittellieferungen am Leben erhalten wird, und das, obwohl etwa 90 vH der Inder irgendwie von der Landwirtschaft leben. Angesichts des beträchtlichen Bevölkerungszuwachses und der geringen Reserven an kulturwürdigem Boden ist die Frage, ob oder wie

dieses Problem jemals gelöst werden kann, politisch brennend und wissenschaftlich hochinteressant. Man erkennt bald, daß geistig-kulturelle Leistungen vergangener Jahrtausende Indien heute nicht helfen können, die Gegenwart und die Zukunft zu meistern. Sie erklären allenfalls teilweise die heutige Misere. Wenn die Masse der indischen Menschen nicht ihre Einstellung zu den Gegenwartsproblemen radikal ändert, gibt es keine Hoffnung für dieses große Land.

Eine sehr sorgfältige und kritische Analyse der indischen Entwicklungsplanung und ihrer zu geringen Erfolge führte Dr. *Subramaniam* durch, wobei er einige der fundamentalen Schwächen des Planungs- wie des Wirtschaftssystems herausarbeitete. Die beiden ersten Fünfjahrespläne, deren Realisierung Gegenstand der Untersuchung ist, haben leider gezeigt, daß die angewandten Methoden nicht geeignet waren, die Wirtschaftsstruktur der indischen Union fühlbar zu ändern, das Pro-Kopf-Einkommen hinreichend zu steigern, die Sparbeträge produktiv zu investieren oder auch nur einen Gleichschritt zwischen Bevölkerungswachstum und Nahrungsmittelproduktion zu erreichen. Zwar waren glücklicherweise die Erfolge auf dem Industriesektor gut, doch sind die Grenzen hier durch die Mängel der Infrastruktur gesetzt: Energie-, Transportmittel- und Fachkräftemangel charakterisieren das Ende des 2. Fünfjahresplanes. Bemerkenswert ist das Ergebnis einer Regionalanalyse, die die sehr differenzierten Entwicklungsleistungen in den verschiedenen Großräumen Indiens zeigt, eine Erkenntnis, die zu einem neuen Durchdenken der Entwicklungsplanung unter regionalpolitischem Aspekt führen sollte.

Nach wie vor aber steht und fällt die indische Ernährung mit der Leistung des Landvolks. Nur in dem Maße, wie es gelingt, dieses zu neuen Verhaltens- und damit Produktionsweisen zu führen, wird man die „indische Frage“ lösen können. Professor *Chao*, ausgezeichnete Kenner der asiatischen Verhältnisse, unterbreitet dem deutschen Leserpublikum eine bemerkenswerte Untersuchung, die zum Teil auf seriöser Literatur, zum Teil auf eigenen Feldforschungen aufbaut. Am Ende der Lektüre steht auch hier ein recht pessimistisches Bild, weil alle noch so wohlmeinenden Programme zur Dorf- und Landentwicklung nicht mehr als punktuelle Erfolge haben. „Da die alten Institutionen und Sitten, wie die Herrschaft von Kasten und patriarchalischen Überhäuptern auf dem Lande gerade im sozialen Bereich am tiefsten verwurzelt sind, kann eine Nation erst dann modernisiert werden, wenn die Transformation der Gesellschaft im Agrarbereich eingesetzt hat.“ Auf diesem Sektor scheinen die Erfolge der indischen Politik minimal zu sein, und das wirtschaftliche Ergebnis ist entsprechend.

So wenig es bisher gelang, die Leistung im Kleinen ausreichend zu steigern, so gering sind auch Hoffnungen dafür, daß man Großprojekte erfolgreich durchführt, etwa gar in Zusammenarbeit mit Pakistan. Bengalen, das Mündungsgebiet von Ganges und Brahmaputra, wird alljährlich zu einem beträchtlichen Teil während der Monsunregen überflutet, wobei das Siedlungsgebiet von 50 Millionen Menschen monatelang unter Wasser steht. Gelänge es, diese Wassermassen zu zügeln — und technisch ist das möglich —, könnte man bei Anwendung von Bewässerung und modernen Landbaumethoden drei Ernten jährlich einbringen und aus dieser Großregion rund 400 Millionen Menschen ernähren. Es ist das Verdienst von Dr. *Biehl*, diese prinzipiell nicht neuen Vorstellungen einmal sorgfältig unter agrarökonomischem und hydrologisch-technischem Aspekt zusammengestellt und analysiert zu haben. Wertvoll ist auch die Schilderung der bisher geleisteten Arbeiten und Studien. Auch hier ist die Quintessenz pessimistisch, denn wie immer Ostpakistan sich auch müht, der Ströme auf seinem eigenen Territorium Herr zu werden — ohne die indische Bereitschaft zur Zusammenarbeit müssen alle Maßnahmen halbe Sachen bleiben. Leider sieht es zur Zeit nicht so aus, als sähe man die Lösung wirtschaftlicher Fragen in Indien als vordringlich an. Bei einem jährlichen Militäretat von gegenwärtig 7,1 Milliarden DM muß man sich notwendigerweise auf wirtschafts- und sozialpolitischem Gebiet einschränken.

*Dr. Wolf Donner*

#### JACQUES LAURENT

#### DE GAULLE

Die Zerstörung einer Legende. Ins Deutsche übertragen von Uta Berlet und Franz Geiger. Verlag Kurt Desch AG, Basel 1965. 168 S., kart. 9,80 DM.

„De Gaulle fordert dazu heraus, ihn entweder maßlos zu loben oder maßlos zu verurteilen. Jede Übertreibung — ob zu seinen Gunsten oder zu seinen Ungunsten — dient jedoch letztlich dem Erfolg dieses Mannes, der seine Rolle stets nur als Star spielen konnte.“

Diese Feststellung, findet sich in dem neuen Buch des französischen Schriftstellers Jacques Laurent über Charles de Gaulle, das in der stetig anschwellenden Literatur über Frankreichs Staatspräsidenten einen ungewöhnlichen Platz einnimmt und wahrscheinlich längere Zeit behaupten wird. Nennt man es ein Pamphlet, so tut man ihm damit in der Bundesrepublik kaum einen Gefallen; denn als Pamphlet oder Schmähschrift bezeichnet man hier durchweg nur Druckerzeugnisse, die der Verleumdung oder mindestens der Verächtlichmachung eines anderen dienen. Man über-

sieht oder weiß nicht, daß solche Pamphlete im 18. Jahrhundert, als diese Bezeichnung zum Sprachgebrauch wurde, von vielen Führern des geistigen und politischen Lebens in Europa verfaßt wurden. Laurent ist ein würdiger Nachfahre jener mutigen Geister.

Der französische Titel des Buches ist eindeutiger und dankenswerterweise auf das Titelblatt der (übrigens vorzüglich übersetzten) deutschen Ausgabe übernommen worden: *Mauriac sous de Gaulle* (Mauriac unter de Gaulle), denn den Anstoß zu Laurents Buch hat weniger de Gaulle selber gegeben als die im vorigen Jahr erschienene Darstellung des Generals durch den achtzigjährigen Schriftsteller und Nobelpreisträger. Laurent spricht von Mauriacs Buch nicht zu unrecht als Hagiographie, und in der Tat handelt es sich dabei um eine unerträgliche „Verheiligung“ de Gaulles, die selbst vor Blasphemie nicht zurückschreckt. Wenn Laurent nun sozusagen eine Entmythologisierung vornimmt, so richtet sich diese zwar unmittelbar an den von ihm immer wieder angeredeten Mauriac, führt aber natürlich im Ergebnis zu einem Scherbengericht über dessen Helden.

Mancher Leser wird Laurent vorwerfen, er sei der eingangs zitierten Herausforderung zur Maßlosigkeit erlegen, doch sollte man mit diesem Urteil zurückhalten, bis man an das Ende des schmalen Bandes gelangt ist. Laurent enthüllt nämlich — was für den ausländischen Betrachter wichtiger ist als jedes Urteil über Wesen und Charakter des Präsidenten — die Wirklichkeit des heutigen Frankreich, dieser Fünften Republik, die diesen Namen nicht verdient, weil das Land wie die persönliche Domäne seines Präsidenten regiert wird. „Selbst zu Zeiten unserer unbeliebtesten Könige wäre undenkbar gewesen, was bei de Gaulles Fahrten durch die Provinzen gang und gäbe ist. Keiner dieser Könige hat je gefordert, daß ihm voraus diese Heerscharen eilen sollten, die in Schlafzimmern herumstöbern, Züge anhalten, Campingzelte abbauen, die Anwohner ihre Fensterläden schließen lassen und den Bauern die Strohschober ebenen.“ Frankreich hat aufgehört, eine Demokratie zu sein.

Laurent schildert de Gaulle sozusagen als einen ungewöhnlichen gewöhnlichen General, wenn dieses Paradoxon gestattet ist. Gewöhnlich insofern, als er Erfüllung immer nur in Kriegen oder kriegsähnlichen Situationen gefunden habe und im Grunde die beschränkte Denk- und Betrachtungsweise der meisten Offiziere teile, daneben aber „nicht nur Kühnheit, Mut, unvergleichliches Geschick und eine vielleicht erschreckende, auf jeden Fall aber bewundernswerte Zähigkeit bewiesen“ habe. Diese Anerkennung steht aber wieder hart neben geradezu vernichtenden Urteilen: „De Gaulle hat den Ruhm für sich allein gepachtet, und er duldet keine Konkurrenz ... De Gaulle hat immer nur seine Freunde bekämpft ... De

Gaulle ist in seinen Mitteln beschränkt, hat keinerlei Ziel, und was die Früchte seiner Politik angeht, so hat er bisher nur die Einigung Europas gebremst und den chinesischen Kommunismus in Asien gefestigt."

Anfechtbar ist Laurents Urteil über de Gaulles Verdienst um die Liquidierung des Algerienkrieges. Zwar hat er vermutlich recht, daß diese Liquidierung eines Tages auch von einer anderen Regierung erreicht worden wäre, aber wann und um welche Opfer? Allerdings gründet sich dieses Urteil auf die unanfechtbare Tatsache, daß de Gaulle noch kurz zuvor für ein französisches Algerien eingetreten war und daß er viele seiner Anhänger, die de Gaulle im Vertrauen darauf an die Macht gebracht und selber bei dieser Überzeugung verharrt hatten, bedenkenlos fallen ließ und vielen auf unnötig grausame Weise den Prozeß machte.

Innenpolitisch sieht Laurent die größte Gefahr in der Beseitigung der mittelbaren, repräsentativen Demokratie zugunsten der plebiszitären Herrschaft eines einzigen Mannes. „Im Zeitalter des Fernsehens kann sich jede plebiszitäre Regierung behaupten. Wenn der Machthaber die Antennen beherrscht und die Zwischeninstanzen erfolgreich durch ein paar Techniker ersetzt, die ihm das Gesicht pudern und für günstige Beleuchtung sorgen, dann wird er die Macht behalten." Deutsche Leser dieses Satzes sollten nochmals dem Bundesverfassungsgericht dafür danken, daß es die Zentralisierung unseres Rundfunks verhindert hat.

Laurent ist bitterböse. Aber wer kann es ihm verübeln, wenn er berichten muß: „Unser jetziges Regime fertigt ständig maßgeschneiderte Gesetze an, um die persönliche Freiheit einzuschränken." Solche Methoden kennt man im übrigen nur aus totalitären Staaten kommunistischer oder faschistischer Prägung. Einmal nennt Laurent de Gaulle einen Faschisten, aber er wird bei aller Ablehnung nicht blind für die tieferen Zusammenhänge:

„In der Geschichte Frankreichs hat es in der Kunst der Massenbeglückung noch niemand so weit gebracht wie de Gaulle. Keiner kann wie er durch geschickte Beleuchtungseffekte ein Szenenbild so völlig verwandeln, daß sich seine Bedeutung ins Gegenteil verkehrt. Deshalb war den Franzosen im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts ein Mann wie de Gaulle einfach unentbehrlich. Das Absinken Frankreichs zu einer zweitrangigen Macht bescherte ihnen nichts als Schicksalsschläge, Mißerfolge, Ärger und Enttäuschungen. Selbst ein noch so großer Mann, der diesen Abstieg unter größten Schwierigkeiten vielleicht ein wenig hinausgezögert hätte, wäre hier fehl am Platz gewesen. Sie brauchten einen Künstler, der ihren Niedergang in einem Rausch von Farben verherrlichte. De Gaulle war einfach eine Notwendigkeit."

Im Vorwort dieses Buches beglückwünscht *Jean Anouilh* seinen Kollegen Laurent zu diesem Buch: „Ich gäbe gern einige meiner Stücke, wenn ich sein Verfasser wäre." Und er beglückwünscht Frankreich dazu, daß dieses Buch erscheinen konnte. Der zweite Glückwunsch kam zu früh. Laurents Buch ist nach dem Erscheinen der ersten Auflage (immerhin 80 000) in Frankreich verboten und gegen den Verfasser Anklage wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes erhoben worden. Das gereicht der Fünften Republik gewiß nicht zum Ruhm. Frankreich aber gereicht es zu höchstem Ruhm, daß alsbald 29 Schriftsteller, darunter große Namen, wie *Gabriel Marcel*, *Jules Romains* und *Marcel Ayme*, gegen diese Beeinträchtigung der Meinungsfreiheit der Schriftsteller protestiert haben. Unter den Protestierenden befinden sich auch Anhänger des Gaullismus wie *Alfred Fabre-Luce*. Das läßt uns hoffen.

Dr. Helmut Lindemann

## ZWANZIG JAHRE DANACH

Eine deutsche Bilanz 1945—1965. Herausgegeben von Helmut Hammerschmidt. Verlag Kurt Desch, Mündien—Wien—Basel 1965. 535 S., Ln. 19,80 DM.

Unter dem Titel „Zwanzig Jahre danach" ist ein Sammelwerk erschienen, in dem unter der gut koordinierenden Redaktionsführung von Helmut Hammerschmidt 37 deutsche Wissenschaftler, Schriftsteller, Publizisten, Juristen und Politiker darzustellen suchen, wie es heute — 20 Jahre nach der totalen Niederlage — um das deutsche Volk, seinen Staat, seine Justiz, sein Schulwesen, seine Wirtschaft, seine Verbände und Institutionen bestellt sei.

37 Mitarbeiter. — das pflegt etwas recht Ungleichwertiges zu ergeben. Aber dieser Band ist die Ausnahme von der Regel; fast alle Beiträge halten gutes Niveau, sind so sachlich in der Information wie profiliert in der Wertung und ergänzen sich vorzüglich. Obwohl die Mitarbeiter aus verschiedenen politischen Richtungen und Tendenzen kommen, ist ihnen eine vorurteilsfreie und dabei besonnen-abwägende Kritik an den deutschen Zuständen „zwanzig Jahre danach" gemeinsam, und bei fast allen verbindet sich die Kritik mit Hinweisen, wie es besser gemacht werden könnte.

Um wenigstens einige besonders anregende Beiträge hervorzuheben: *Paul Wilhelm Wenger* über „Hitlers Konkursmasse", *Karl-Hermann Flach* über „Bonn und das Klima der deutschen Politik", *Hugo Hartung* über „Das deutsche Wesen" (ein ganz besonders lesenswerter Beitrag zur Analyse der deutschen Mentalität!), *Helmut Hammerschmidt* über die

„Blockwaltermentalität“, *Helmut Lindemann* über „Deutsche Mentalität im Wandel“, *Conrad Ahlers* über „Die Traumata der Bundeswehr“, *Fritz Bauer* über „Justiz und Strafvollzug“, *Ernst Müller-Meiningen jr.* über „Justiz und Presse“, *Klaus Böiling* über „Tabus in diesem Land“, *Thomas Ellwein* über „Komponenten und Imponderabilien der politischen Entscheidung“.

Ein solches Buch wird jeden Leser hie und da zum Widerspruch aufrufen, und das ist nur gut so; es wird jeden Leser zum eigenen Denken anregen und kann dadurch im besten Sinne zur Politisierung eines im Grunde unpolitischen Volkes beitragen.

Dr. Walter Fabian

ARNULF BARING

DER 17. Juni 1953

Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln—Berlin 1965. 185 S., brosch. 9,80 DM.

Der 17. Juni 1953, der in der Bundesrepublik und Westberlin zum Nationalfeiertag erhoben wurde, ist in das mythische Dunkel eines Volksaufstands gegen die Diktatur gehüllt worden, von dessen Niederschlagung durch russische Panzer mit Trauer und Empörung in der Stimme gesprochen wird, den man im Osten aber als einen faschistischen Putschversuch bezeichnet.

Arnulf Baring geht, ungerührt durch westöstliche Mythen, den Tatsachen nach, die bekannt waren und inzwischen noch bekanntgeworden sind. Aus der Vorgeschichte des 17. Juni — den objektiven politischen und ökonomischen Gegebenheiten und Notwendigkeiten des Regimes nach *Stalins* Tod und dem, was sich aus den Reihen der Arbeiterschaft, die bisher fast eine privilegierte Schicht war (wenn man sie an der Stellung der Bauern und der kleinen und großen Unternehmer mißt) an Gegenbewegung bildet, als nun auch von ihr Opfer gefordert werden — zeigt er das Zustandekommen einer latent revolutionären Gesinnung, die dann am 16. und 17. Juni 1953 ausbricht.

Er tritt der Behauptung von einem stattgehabten Volksaufstand entgegen, indem er die Zentren des Aufstands bei den Bauarbeitern in der Stalinallee und in einigen traditionellen Industriegebieten in Ostberlin und der DDR analysiert. Er legt die Forderungen der aufständischen Arbeiter dar, die zuerst ökonomischer Natur waren und denen vom Regime stattgegeben wurde. Interessant die Rolle des

RIAS als einem wichtigen Kommunikationsmittel, das mit der Kunde vom Aufstand auch diesen selbst weiterträgt. Als die Bewegung sich ins Politische auszuweiten beginnt (Forderung nach freien Wahlen in ganz Deutschland), fehlt es an Führern. Das Bürgertum und die Bauern sind viel zu geschwächt und resigniert, um sich mit den aufständischen Arbeitern zusammenzutun. Daher ist die Bewegung, als im Laufe des 17. Juni — sehr zögernd — russische Panzer eingreifen, im wesentlichen im Abklingen begriffen, woraus sich die verhältnismäßig geringe Zahl der Todesopfer (23) erklärt. Der wenig rühmlichen Rolle der SED steht die kaum rühmlichere des Westens gegenüber Die USA waren peinlich bemüht, keine Komplikationen mit der UdSSR heraufzubeschwören.

„Kann sich ein 17. Juni in der DDR wiederholen?“ fragt Baring und antwortet: „Wenn man sich erinnert, daß kurz vor dem Juni-aufstand die Historiker *Gerhard Ritter* und *Walter Görlitz* behauptet haben, es gäbe keine Volksbewegung gegen moderne Tyrannen, wird man mit Prophezeiungen besser vorsichtig sein. Andererseits ist sicher, daß nur das Zusammentreffen mehrerer ganz verschiedener Faktoren den 17. Juni — wie auch die späteren Erhebungen im Ostblock — ermöglicht hat; solche Konstellationen sind selten. Selbst die neue Nachfolgekrise nach dem Sturz *Chruschtschows* in der Sowjetunion trifft die DDR unter anderen Voraussetzungen als vor zwölf Jahren.“

In seinem lesenswerten Vorwort zieht *Richard Löwenthal* ein Fazit für die heutige politische Situation. „Im Augenblick, da die vorliegende Arbeit in Druck geht, wird Rußland wieder von einem Kollektiv von Nachfolgern regiert, deren Machtverteilung noch unklar und vorläufig erscheint; und zu den Fragen, über die sie sich schlüssig werden müssen, gehört auch diesmal das mögliche Ausmaß einer Entspannung der Ost-West-Beziehungen und die Rolle der deutschen Frage in einem solchen Prozeß. Heute gibt es freilich weder Anzeichen drohender Volksaufstände noch unmittelbare Chancen einer diplomatischen Gesamtlösung. Aber auch die heute bescheideneren Chancen können nur wahrgenommen werden, wenn die westliche Diplomatie den Klärungs- und Entwicklungsprozeß in der sowjetischen Führung nicht passiv abwartend sich selbst überläßt, sondern ihn mit konstruktiven Vorschlägen zu beeinflussen sucht.“

Das Buch, das in einem Anhang zahlreiche Dokumente über den 17. Juni enthält, ist politisch im besten Sinne: es gibt eine nüchterne Analyse eines in der deutschen Geschichte wichtigen Ereignisses und lenkt den Blick auf mögliche Lehren für die Zukunft.

Annemarie Zimmermann

ROLF LOHBERG/THEO LUTZ

WAS DENKT SICH EIN  
ELEKTRONENGEHIRN?Heyne Verlag, München 1965. Das Heyne Sachbuch Nr. 25,  
2,60 DM.

Unter obigem Titel erschien jetzt in der Reihe „Das Heyne Sachbuch“ eine verständliche Einführung in die Arbeitsweise der Elektronenrechner. Rolf Lohberg, Redakteur bei einer bekannten naturwissenschaftlichen Zeitschrift, und der Diplom-Mathematiker Theo Lutz haben gemeinsam versucht, dieses aktuelle Thema klar und logisch darzustellen.

Tagtäglich werden wir von Meldungen überrascht, die von neuen Verwendungsmöglichkeiten der Elektronenrechner berichten. Bei der Diskussion über die Automation taucht immer wieder die Sorge vor jenen unheimlichen Gebilden auf, die fälschlicherweise „Elektronengehirne“ getauft wurden. Die beiden Verfasser berichten in diesem handlichen Taschenbuch von den Fähigkeiten und den Überschätzungen der Elektronenrechner. Wie diese Maschinen „denken“, was sie können (und was sie nicht können!) — das wird hier in humorvoller Sprache gesagt. Die zahlreichen Zeichnungen tragen ebenfalls zur Klarheit bei. Das Buch ist spannender als ein Kriminalroman — und aufschlußreicher.

K. J. Wohlhüter

GEORGES D. SCARSETH

## DER MENSCH UND SEINE ERDE

Transpatent Verlag G.m.b.H., Düsseldorf 1964. 172 S.,  
Ln. 19,80 DM, kart. 17,30 DM.

Die hochindustrialisierten Länder haben die pessimistischen Prophezeiungen eines *Robert Malthus*, wonach die Menschheit schneller wächst als ihre Nahrungsmittelproduktion, widerlegt. Indessen gilt das Gesetz des Malthus von Jahr zu Jahr stärker in den sogenannten Entwicklungsländern, und das heißt für zwei Drittel der Menschheit. Die Welt ernährungsfrage kann nicht auf die Dauer als ein Verteilungsproblem betrachtet werden. Sie kann nur gelöst werden, wenn es gelingt, in jeder Großregion soviel an Grundnahrungsmitteln zu produzieren, wie die in ihr lebenden Menschen benötigen. Es geht auf die Dauer nicht an, daß die Landwirtschaft der Industriezonen der Welt mit ihrer Überschußproduktion die Menschen in den Tropen und Subtropen durch Nahrungsmittelgeschenke am Leben erhält. Will man die Selbstversorgung

in den Großräumen der Welt erreichen, so muß man zu einer völlig neuen Einstellung des Menschen in den Tropen und Subtropen zu seinem Boden gelangen.

Der Verfasser hat ein Leben lang als Bodenkundler in allen Klimazonen der Erde Wege gesucht, um die Ertragsfähigkeit des Ackerbaus im Rahmen der jeweils gegebenen Möglichkeiten zu steigern. In seinem sehr ansprechend geschriebenen Buch, dem jede fachliche Trockenheit fehlt, entwickelt er ein Bild von der gedankenlosen und rücksichtslosen Ausbeutung der Oberfläche unseres Planeten. Er gibt aber gleichzeitig einen Wegweiser dafür, wie man durch ein neues Verhältnis zum Boden die Ernährungsbasis für künftige Generationen retten kann. Er beschränkt seine Untersuchungen nicht auf Düngungs- und Konservierungsmaßnahmen, sondern sucht auch zu ergründen, warum beispielsweise in den Tropen gewisse Methoden keinen Erfolg haben können, während andererseits etwa in subarktischen Räumen große Produktionschancen ungenutzt schlummern. „Der Mensch und seine Erde“ ist eine jener nützlichen Publikationen, die ein Weltproblem unserer Zeit aus dem Bereich großartiger Spekulationen auf den Boden der Realität (im genauen Sinne des Wortes) zurückführen.

Dr. Wolf Donner

## EXPRESSIONISMUS

Der Kampf um eine literarische Bewegung. Herausgegeben von Paul Raabe. Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München 1965. Sonderreihe, Großband. 319 S., 3,80 DM.

Unter dem Titel „Expressionismus — Der Kampf um eine literarische Bewegung“ ist eine hochinteressante Auswahl von Texten über die deutsche expressionistische Literatur erschienen; ihr Herausgeber ist der sachkundige und intelligente Paul Raabe, Leiter der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum in Marbach, das die größte Sammlung des literarischen Expressionismus besitzt.

Der gut gegliederte Band beginnt mit den frühen Hinweisen auf die neue deutsche Lyrik — Texte von Stefan Zweig, Kurt Hiller, Eduard Korrodi und Käthe Brodnitz aus den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Es folgen zahlreiche Beispiele für Darstellungen und Diskussionen des Expressionismus aus der Zeit zwischen 1915 und 1920; hier finden wir Aufsätze von Otto Flake, Rene Schickele, Kurt Pinthus, Kasimir Edschmid, Hermann Hesse, Alfred Döblin, Alfred Kerr, Margarete Susman, Robert Musil, Friedrich Gundolf und anderen.

Schon ab 1920 beginnen dann (zum Teil doch wohl etwas verfrüht) die Nekrologe und

Rückblicke auf den Expressionismus; liier be-  
gegnet wir als Autoren wiederum Edschmid  
und Schickele, weiter Iwan Goll, Paul Zech,  
Frank Thiess, Heinrich Eduard Jacob, Her-  
mann Kesser. Der letzte dieser Texte stammt  
aus dem Jahre 1930.

Dann aber gibt es, zwischen 1933 und 1938,  
ein bizarres Nachspiel zu dieser Diskussion.  
Die Nationalsozialisten, angeführt von dem  
denunziatorischen Börries von Münchhausen,  
verdammten den Expressionismus als wichtigen  
Teil der „Bolschewisierung des geistigen Le-  
bens“; ihnen tritt Gottfried Benn mit einem  
für die damalige Zeit bemerkenswerten Mut  
in einem „Bekanntnis zum Expressionismus“  
(veröffentlicht im November 1933) entgegen.  
Gleichzeitig verurteilen aber auch die marx-  
istischen Literaturhistoriker — einigermaßen diffe-  
renziert Georg Lukacz, ganz grob Alfred Ku-  
rella — den Expressionismus als Vorläufer  
des Faschismus, während *Ernst Bloch* — da-  
mals wie später souverän über Parteidoktri-  
nen — dem Expressionismus gerecht wird und  
in einem 1938 geschriebenen Essay konstatiert:  
„Das Erbe des Expressionismus ist noch nicht  
zu Ende, denn es wurde noch gar nicht damit

angefangen.“ — Eine sorgfältig zusam-  
gestellte Bibliographie erhöht den Wert des fasz-  
nierenden Bandes. *Dr. Walter Fabian*

#### Kurz angezeigt

Das erstmals 1959 im Verlag Rombach &  
Co Freiburg veröffentlichte Buch „Die be-  
fragte Nation“ von *Gerhard Schmidtchen*  
(Untertitel: Über den Einfluß der Meinungs-  
forschung auf die Politik) ist jetzt in einer  
vom Autor bis 1965 weitergeführten und auf  
den heutigen Stand der Forschung gebrachten  
Neuausgabe als Taschenbuch in der Reihe  
„Bücher des Wissens“ der Fischer-Bücherei er-  
schienen (Doppelband 689, 390 S., 3,80 DM).

*Walter Henkels* hat seine mehr oder weniger  
ironischen Kurzbiographien Bonner Politiker  
„99 Bonner Köpfe“, die seit 1963 in meh-  
reren Auflagen im Econ-Verlag Düsseldorf  
erschienen, jetzt in einer durchgesehenen und  
ergänzten Ausgabe in der Reihe der „Bücher  
des Wissens“ der Fischer-Bücherei als Taschen-  
buch vorgelegt (Großband 687, 275 S., 3,80 D-  
Mark). Unter den Porträtierten befindet  
sich auch mancher gelegentliche Mitarbeiter  
dieser Zeitschrift.